



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ausgewählte Aufsätze

Brandi, Karl

Oldenburg i.O., 1938

VI. Aus dem eigenen Leben

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

VI. Aus dem eigenen Leben

Die erste Aufgabe der Pädagogik ist es, dem Kind die Welt zu erschließen und ihm die Mittel an die Hand zu geben, um sie zu verstehen.

Die zweite Aufgabe ist es, dem Kind die Möglichkeit zu geben, seine eigenen Erfahrungen zu machen und sie zu reflektieren.

VI. Aus dem eigenen Leben

Die dritte Aufgabe ist es, dem Kind die Möglichkeit zu geben, seine eigenen Erfahrungen zu machen und sie zu reflektieren.

Paul Scheffer-Boichorst

An einem Herbsttage des Jahres 1888 machte ich mit einem gleich mir in Straßburg studierenden Bruder den Marsch von Osnabrück nach Münster über Warendorf. Ein früheres Mal waren wir über Ladbergen gekommen; diesmal suchten wir die Spuren Scheffer-Boichorsts. Wir waren enttäuscht, denn außer der Auskunft einer sehr alten Magd und eines Knechtes, die für uns etwas despektierlich von dem Pülken sprachen, fanden und hörten wir nichts, was wir nicht schon wußten. Nur die warme Anspruchslosigkeit des Ortes und der Begriff, daß Scheffer-Boichorst ein Westfale war, blieben uns eindringlich. Er hat sich auch selbst immer als solcher bekannt. Sein Abschiedsbrief aus Straßburg vom Frühling 1890 an mich gipfelte in den Worten: „Die letzten Stunden in Straßburg! Ich kann nicht leugnen, daß mich da etwas ergreift, das wie Rührung und Wehmut aussieht. Es waren doch vierzehn lange, zum Teil sehr arbeitsvolle und auch schwere Jahre, und ich müßte kein Westfale sein, wenn ich da ganz leichten Herzens mein Bündel geschnürt hätte.“ Dann folgten noch zwölf Jahre Berlin; es waren die Altersjahre und recht heimisch geworden ist Scheffer-Boichorst dort nicht mehr.

Die westfälische Familie und einige bedeutende Beiträge zur westfälischen Geschichte geben Scheffer-Boichorst seinen Platz in diesem Sammelwerk. Seine Stellung in der deutschen Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte erwarb er sich als Professor in Straßburg. Der Weg dahin über Innsbruck, Göttingen, Berlin, München, wieder Berlin und Gießen war die Pilgerfahrt eines jungen Gelehrten; der dritte Berliner Aufenthalt wurde ihm zur Ernte der Ehren und zur weiteren Ausbreitung seiner Schule, die in Straßburg begründet war und aus der eine Zeitlang die meisten Vertreter der mittelalterlichen Geschichte an deutschen Universitäten hervorgegangen sind.

Die Familie Scheffer-Boichorst war seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts in Münster ansässig, wo sie den Fürstbischöfen und später Preußen viele hervorragende Juristen und Verwaltungsbeamte stellte.

Paul Scheffer-Boichorst wurde jedoch in Elberfeld, wo sein Vater Kaufmann war, am 25. Mai 1843 geboren. Wiederholte Schicksalsschläge, der frühe Tod der Mutter, Vermögensverluste in der engeren und weiteren Familie und das Eintreten der Verwandten für den früh heimatlos gewordenen Knaben bestimmten seine Jugend und seine Gymnasialjahre in Warendorf. Ein wirkliches Familienleben hat er eigentlich nie kennengelernt, und manches in seiner skeptischen Art mag sich in der harten Jugend ausgebildet haben. Schließlich war es der wohlhabende Onkel Anton Scheffer-Boichorst zu Warendorf, der ihm das ersuchte Studium der Geschichte ermöglichte.

Sein Sinn stand auf Innsbruck, auf die historische Schule seines Landsmanns und Verwandten Julius Ficker, an dessen Seite er Alfons Huber und Karl Stumpf-Brentano fand; um sie geschart eine Anzahl strebsamer junger Historiker. Das war 1862/63, als eben Fickers Name in aller Munde war. Die Fickersche Schule ist das Entscheidende gewesen in Scheffer-Boichorsts wissenschaftlicher Entwicklung; da fanden seine, vielleicht prästabilisierte Neigung auf das Mittelalter, sein kritischer Sinn und seine Hingabe an saubere Arbeit die rechte Nahrung. Daß ihn die Kaiserzeit besonders auf Italien wies und daß der junge Katholik früh Freude an Dante fand, versteht sich fast von selbst. Ficker behielt auch nach den Innsbrucker Semestern den stärksten inneren und äußeren Einfluß auf Scheffer-Boichorst; selbst für das materielle Wohl sorgte er väterlich neben dem Onkel.

Indessen führte der Onkel den Neffen auf die sicheren Bahnen des historisch-philologischen Berufsstudiums. Zwei Semester bei Waitz und Sauppe in Göttingen mit ein wenig Paläographie bei W. Müller ließen ihn doch nicht recht warm werden. Die berühmte Waitz'sche Schule stand in voller Blüte und der junge Ficker-Schüler erntete auch Lob. Doch litt es ihn nicht lange, zumal er in Preußen seine Examina machen sollte. Er ging nach Berlin mit der ausgesprochenen Idee, hier abzuschließen. Wissenschaftlich fand er weniger als in Innsbruck und Göttingen; Ranke war alt; Köpke und Droysen fesselten ihn nicht stärker; näher fühlte er sich von dem kritischen Jaffé berührt. Aber er wurde entschädigt durch einen wachsenden Freundeskreis. Alfred Dove hat in einem seiner hübschesten und aufschlußreichsten Briefe (Hist. Zs. 144, 67. 1931) davon erzählt, wie sie sich öfter in einer Kneipe mit Dr. Toeche (dem späteren Inhaber der Mittlerschen Buchhandlung),

Busson, Varrentrapp und anderen sahen. Damals waren auch Meyer von Knonau, Max Lehmann, Weiland, Brunner und Lindner in Berlin — alle auf Eroberungen im Mittelalter, meist in der staufischen Periode bedacht. Wie sich junge Maler gegenseitig porträtieren, so wurden einige von diesen, M. Lehmann, Varrentrapp, Busson die ersten Opfer von Scheffers Rezensententätigkeit.

In Berlin entstand auch bereits Scheffers Erstlingswerk „Kaiser Friedrichs I letzter Streit mit der Kurie“. Es war weder Examensarbeit noch Dissertation; Ficker gab die Mittel her für den Druck (Berlin 1866), und ihm ist das Werk auch von Rechts wegen gewidmet. Ein umfangreicher Band, sieben Kapitel Darstellung und dazu eine Fülle von Beilagen, die nur zu deutlich Fickers erfolgreiche Schule vertragen: Mathildisches Gut, Regalien- und Spolienrecht, die Beamten Italiens, besonders die Beilage 7 „Der Rekognoszent ist nicht immer am gegebenen Orte und Tage der rekognoszierten Urkunde zugegen.“ Aber auch die Darstellung selbst ist charakteristisch für den jungen Autor. Die ersten Zeilen, die er in die Welt setzte, verweilen bei dem Höhepunkt der Kaiserzeit, dem Mainzer Pfingstfest von 1184. Man spürt den jungen Ghibellinen auch im weiteren Verlauf der gedrunghenen, wohlgeformten, durchweg kritischen Darstellung; die Größe des Kaisertums beschwingt seine Feder, schmähhliches Verhalten entrüstet ihn.

Die letzte Beilage bot Regesten Friedrichs I vom Juni 1184 bis zum März 1188 — nur ein kleiner Ausschnitt aus Friedrichs letzten Jahren. Sie gingen in der Art schon über Böhmers und Stumpfs Technik hinaus, und es verwundert nicht, daß Ficker als Verwalter der Böhmer-Stiftung ihn zur Neubearbeitung eines Bandes der *Regesta Imperii* berief. Hatte er eben noch angesichts weiterer Vermögensverluste in der Familie ernstlich Anstrengungen gemacht, über das Staatsexamen als klassischer Philologe und Historiker in den sicheren Hafen des Lehrberufs zu gelangen, so segelte er nun unter Böhmers und Fickers Flagge mutig in das unabsehbare Meer der gelehrten Tätigkeit hinaus. Die Regesten von Lothar III bis Heinrich VI sollten ihn sein ganzes Leben lang begleiten, Anregung und Verpflichtung zugleich. Auf Grund der eben gedruckten Arbeit über Friedrich I promovierte er am 1. Juni 1867 zu Leipzig, wo ihm die Bedingungen am glimpflichsten schienen. Er nahm dann München als Wohnsitz und obwohl inzwischen zur Geburt auch Wahlpreuße geworden, fand er sich rasch in das neue

geistige und materielle Leben Münchens. Um die jungen Mitarbeiter der Historischen Kommission, seine westfälischen Landsleute v. Druffel und Stieve, um Riezler und Ritter, gruppierte sich ein fröhlicher Kreis, dem auch Heigel und Laubmann angehörten. Was diese jungen Historiker vornehmlich erregte, die römische Frage, ließ Scheffer-Boichorst anscheinend kühl; zu Döllinger gewann er wohl ein Verhältnis, aber es war offenbar rein wissenschaftlicher Art. Das tiefere Interesse für die eigentlich kirchlichen Dinge hat er anscheinend schon früh verloren. Dagegen entflammte die nationale Begeisterung der Kriegszeit und der Reichsgründung auch sein etwas sprödes Herz. Er beklagte seine körperliche Untüchtigkeit — mußte er doch im Herbst 1870 an einem schweren Nervenfieber darniederliegen — und pries den neuen nationalen Zusammenschluß.

Über Regestenarbeit und Rezension war eine ältere Abhandlung fertig gemacht, die neben der Erstlingsschrift entstanden war: „Deutschland und Philipp II August von Frankreich 1180—1214“. Waitz nahm sie in seine Forschungen zur deutschen Geschichte auf (Göttingen 1868). Noch später in Straßburg pflegte Scheffer-Boichorst Ausläufer dieses Themas in Aufsätzen und Dissertationen. Inzwischen aber reiften zwei ungewöhnlich reizvolle Beiträge zur westfälischen Geschichte aus, die Paderborner Annalen (1870) und der Aufsatz über Herrn Bernhard zur Lippe als Ritter, Mönch und Bischof (1872).

Eine glänzende Leistung W. v. Giesebrechts hatte ihn angeregt, die verlorenen Paderborner Annalen aus ihrer Benutzung durch zahlreiche jüngere Geschichtswerke wieder zu gewinnen. Giesebrecht war es gelungen, die Altaicher Annalen wieder herzustellen, und er hatte vor kurzem (1867) die Genugtuung gehabt, daß seine Rekonstruktion durch den Fund des Freiherrn v. Oefele in den Sammlungen seiner Familie im wesentlichen bestätigt war. So machte sich denn Scheffer-Boichorst, der Giesebrechts Kritik zeitlebens hoch einschätzte, daran, seiner quellenarmen westfälischen Heimat aus den Geschichtswerken der Nachbarschaft und der jüngeren Jahrhunderte die verlorenen Paderborner Annalen wieder zu schenken. Der Titel lautete: „*Annales Patherbrunnenses*, eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrhunderts, aus Bruchstücken wiederhergestellt“ — mit Widmung an den Onkel Anton Scheffer-Boichorst. Man kann noch heute zur Einführung in die Kenntnis mittelalterlicher Annalen und Chroniken, sowie der modernen

historischen Methode ihrer Analyse nichts Lehrreicherer lesen, als die Einleitung mit dem „Gang der Beweisführung“. Unter den Exkursen findet sich auch die ritterliche Rettung der Frauen von Weinsberg, auf die er später noch einmal zurückkam. Das Buch als Ganzes blieb nicht ohne Kritik, und kein Geringerer als Georg Waitz trat in die Schranken. Scheffer-Boichorst nahm die Fehde auf und rechtfertigte sich in Waitz' Forschungen zur Deutschen Geschichte — ein Ruhmestitel für beide. Waitz meinte, Scheffer-Boichorst drücke sich oft zuversichtlicher aus, als es die Formelhaftigkeit mittelalterlicher Quellen gestatte. Der angegriffene Autor wehrte sich mit Erfolg und behielt die Freude, daß seine Rekonstruktion im großen und ganzen dauernd anerkannt blieb. Seiner Rechtfertigung über „Verlorene sächsische Annalen“ fügte er noch eine Abhandlung über „Die ältere Annalistik der Pisaner“ hinzu, zugleich der erste Vorstoß in die italienischen Geschichtsquellen, wiederum ausgezeichnet durch den Scharfsinn der Einzelfeststellungen, wie durch den Schwung der Einführung in den Stoff. Auf die Paderborner Annalen selbst kam Scheffer-Boichorst am Ende seines Lebens noch einmal zurück in einer posthumen Abhandlung (Neues Archiv, Band 27).

Noch unmittelbar auch zu Laien spricht das Büchlein über Herrn Bernhard zur Lippe. Es erschien in doppelter Form; zunächst in der noch heute blühenden Zeitschrift für Vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens (1871), dann neu redigiert als Buch zusammen mit G. Laubmann, *Magistri Justini Lippiflorium* (Detmold 1872). Die Darstellung hat bei aller Reife der Kritik noch immer etwas Jugendliches. „Daß doch der Nachruhm auch der Größten stets von zeitgenössischer Feder bedingt ist“, so hebt er an; „Westfalen hat keine mittelalterliche Geschichtschreibung. Von unserer Vorzeit darf man vielleicht sagen, daß sie zu thaten, nicht zu schreiben liebte.“ An die Stelle traten „die Mönche des fernen Landes; ihr Pergament hat uns das Andenken gar vieler Westfalen, wenn auch in keinem vollen Bilde, so doch in allgemeinen Zügen aufbewahrt“. Zu ihnen gesellt sich als jüngerer der lippstädtische Magister Justinus. Herr Bernhard (geboren um 1140) war freier Edelherr und zugleich vielfacher Lehnsmann in Westfalen. In kaiserlichem Gefolge kam er nach Italien, an der Seite Heinrichs des Löwen durchfocht er schwere Händel. Er gründete Lippstadt, wohl auch Lemgo; er war beteiligt an der Gründung des Zisterzienserklosters Marienfeld (um dessen ungedruckte Chronik schon der

Student Scheffer-Boichorst einst vergebens geworben hatte). Wie Herr Bernhard mit dem Herzog gegen den Kaiser gestanden hatte, so anscheinend nochmals mit Erzbischof Philipp von Heinsberg; auch Frevel werden von ihm überliefert. Eines Tages aber wurde er plötzlich stille; eine Krankheit entlockte ihm das Gelübde, Mönch in Marienfeld zu werden. Doch begann er als Kreuzritter in Livland; dann trat er, nach Abschied von Weib und Kindern, wirklich zu den Zisterziensern. Aber es lockte ihn wieder nach Livland; von dem eigenen Sohn, Bischof Otto von Utrecht, wurde er 1218 zum Bischof von Selonien geweiht; er predigte das Kreuz und zog aufs neue in den Osten, wo er in den letzten Tagen des April 1224 zu Selburg, seiner Residenz, endete, „in Livland, einst ein treffliches Glied am deutschen Körper, nun einem fremden Herrscher untertan, in Sitte und Gesinnung noch immer unser“.

Die Münchener Jahre erwiesen sich doch als erstaunlich fruchtbar. Der Achtundzwanzigjährige hatte nun drei größere Darstellungen, zahlreiche Kritiken, die glückliche Rekonstruktion der Paderborner Annalen und soeben auch die Anfänge seiner florentinischen Studien vorgelegt. Zu diesen war er angeregt durch die ältere erfolgreiche Untersuchung von Wilhelm Bernhardi über Matteo di Giovenazzo, bestärkt durch die Arbeit seines Freundes Busson über die florentinische Geschichte der Malespini und deren Benutzung durch Dante. Schon 1870 erwuchs daraus die Untersuchung „Die florentinische Geschichte der Malespini, eine Fälschung“; gemeint ist die angebliche Chronik des Ricordano und des Gianotto Malespini in toskanischer Sprache; eben darin liegt auch der Angelpunkt des Interesses. 1874 gesellte er dazu eine Art Rekonstruktion der *Gesta Florentinorum*, um dann beide Arbeiten mit einer dritten über Dino Compagni zu den „Florentiner Studien“ zusammenzufassen. Damit war er in die Welt Dantes eingetreten und zugleich sein wissenschaftlicher Ruhm als Kritiker endgültig begründet. In dem Empfehlungsschreiben Doves an den Verleger heißt es mit großem Scharfblick: „Herrn S. Hirzel empfiehlt diesmal aus voller Überzeugung einen Autor, der eine große Zukunft hat, und einen Gegenstand von lebhaft anregendem Interesse — Alfred Dove.“ Es änderte daran nichts, daß Scheffer-Boichorst seinen Angriff gegen die Echtheit des Dino Compagni, des wirklich ersten und reizvollsten florentiner Geschichtschreibers im Volgare später selbst wieder zurückziehen mußte. Er tat das noch nicht auf Hegels Rettungsversuch, den er 1875 in einer eigenen

Schrift ablehnte, sondern erst auf Grund der Kritik von Del Lungo, „der viel mehr Anerkennung verdient, als er wohl gefunden hat, auch als ich ihm selbst anfänglich zugestehen mochte“. Lange hatte er gezögert; noch 1882 sagte er in einer Anmerkung zum Dante, „kein Mensch wird verlangen, ich solle die zahlreichen Seiten, welche der Florentiner geschrieben hat, um Dino zu preisen und mich zu tadeln, in allen Einzelheiten kritisieren“; und er fügte humorvoll hinzu, „da warte ich auf einen deutschen Rezensenten, der mir durch Bezeichnung der wichtigsten der einen Eindruck machenden Punkte die Arbeit erleichtert“. Die Kritik der Malespini dagegen blieb ein uneingeschränkter Erfolg. Sie ist auch literarisch in hohem Maße reizvoll. Scheffer-Boichorst geht von der Fiktion aus, daß Villani die angebliche Chronik benutzt habe, und führt gleichzeitig diese Annahme *ad absurdum*; nicht Villani plünderte die angebliche Malespini, sondern der jüngere Fälscher den Villani.

Als Scheffer-Boichorst die florentiner Studien abschloß, war er längst nicht mehr in erster Linie für die *Regesta Imperii* tätig, sondern schon geraume Zeit in den Dienst der *Monumenta Germaniae* übergetreten und damit wieder nach Berlin zurückgekehrt. Es ist auch anderen so gegangen, daß sie die Münchener Luft als zu verführerisch empfanden, als eine Gefahr für die innere Spannkraft. Scheffer-Boichorst ging ohne Illusion nach Berlin zurück, fand die Monumente in den letzten Jahren der Direktion von G. H. Pertz in der Tat ohne feste Führung, aber er genoß um so mehr die ihm dadurch verbliebene Freiheit. Er untersuchte, edierte und druckte das Riesenwerk der Weltchronik des Alberich von Trois Fontaines in kaum zwei Jahren, eine schon äußerlich erstaunliche Leistung (*Mon. Germ.* Bd. XXIII). Damit beschloß er ein für allemal seine Tätigkeit als Herausgeber, wie er denn ja auch zum Abschluß der Regesten niemals gekommen ist — trotz der schon 1874 eingeleiteten Verhandlungen mit Ficker über den Probedruck.

Dafür winkte ihm nun ein völlig neues Feld. Sein Name war in den letzten Jahren öfters bei Berufungen genannt worden, in Prag, in Freiburg und später in Münster. Er mußte es empfinden und klagte darüber, daß er als freimütiger Katholik den konfessionellen Maßstab beiderseits nicht vertrug. Bei einem Physiker oder Mediziner hätte sich niemand um den Täufschein gekümmert, bei dem Historiker fragte um-

gekehrt zuerst ein jeder danach. Die drei katholischen Universitäten ließen sich ihn entgehen; später auch Breslau. Dafür berief ihn Gießen noch vor seinem zweiunddreißigsten Geburtstage. Privatdozent war er nie gewesen, und das Ausarbeiten von Vorlesungen machte ihm zunächst sehr große Mühe. Zwar hatte er anscheinend die Vorlesungen seiner Lehrer eifrig nachgeschrieben und nach eigenem Geständnis und nachträglichem Vergleich erwies sich seine Verfassungsgeschichte als eine Tochter der Waitzischen. Andere Vorlesungen arbeitete er mit heißem Bemühen völlig neu aus. Gleichwohl ist er nie ein Dozent für das größere Publikum geworden. Ihn hinderte die Scheu vor der Phrase, die seinem skeptischen Geist schlechthin unerträglich blieb. Derselbe Mann, der so graziös schreiben, spotten und kritisieren konnte, brachte jenen gewissen Leichtsinn der packenden Rede nicht über sich. Vielleicht kam noch etwas anderes hinzu. Was ihn so stark machte als Kritiker, die völlig unbefangene Betrachtung des einzelnen und die Gewohnheit, die Dinge überhaupt im einzelnen zu sehen, bedeutete doch auch wieder eine geringere Abstraktionsfähigkeit, die sich in einer intensiven Abneigung gegen das Generalisieren auswirkte. Ihm war wohl in engster Fühlung mit der Überlieferung, wo sich das Vergangene, ja vielleicht auch das eigentlich Historische mehr ahnen als formulieren ließ, und er spottete gern über ausführliche Darstellungen wie diejenige Giesebrechts, „wo sich die Könige mit der Krone zu Bett zu legen pflegen“.

Die Gießener Tätigkeit dauerte nur ein Jahr. Sie war für Scheffer-Boichorst das, was für andere die Privatdozentur zu sein pflegt, die Eingewöhnung in das akademische Leben und Wirken. Es gibt eine Sammelphotographie von Gießener Professoren, die auch Scheffers Bild enthält: ein feingeschnittener Kopf, umrahmt von üppigem schwarzem Bart und Haupthaar, schwächling mit fast stechenden Augen hinter scharfer Brille. So erschien er auch noch in den nächsten Jahren.

Im Frühjahr 1876 folgte er einem Ruf nach Straßburg. Das bedeutete äußerlich seine Anerkennung als führender mittelalterlicher Historiker. Denn die junge mit allen Mitteln gepflegte Reichsuniversität holte sich damals überall die besten Kräfte; den Professoren entsprachen weithin auch die Studierenden, die aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, von Nord und Süd, aus dem Baltikum und aus Siebenbürgen, selbst von Wien und Berlin nach Straßburg eilten, um hier das Beste zu suchen, was deutsche Wissenschaft und Lehre in der Stimmung einer

uralten deutschen Landschaft zu bieten vermochte. Zuerst am Schiffleutstaden, dann am Thomastaden in dem Gartenflügel einer von dem Philologen Heitz bewohnten Thomaskurie, ganz nahe der herrlichen Thomaskirche, in lauschiger ausgesprochen süddeutscher Heimlichkeit fand er die für ihn passende Wohnung. Madame Pierre und später auch ihre Schwester Caroline betreuten ihn; sie sprachen elsässer Dütsch oder Französisch, doch der Westfale fühlte sich in dieser zwanglosen Umgebung wohl. Als er später nach Berlin zog, riet ihm Baumgarten dringend, die beiden alten Weiblein in ihrer Straßburger Heimat zu lassen, aber er wollte sich nicht mehr von ihnen trennen. Verheiratet hatte er sich nicht. „Ihr seid mir Frau und Kinder“, sagte er uns einmal in seiner warmen und doch unsentimentalen Art auf einer Kneipe, und so war es.

Das Geheimnis seines Lehrerfolgs, das was in der Straßburger Zeit die Schüler so eng an ihn und um ihn zusammenschloß, war neben der hinreißenden Eleganz der kritischen Übungen im Seminar das persönliche Verhältnis des Meisters zu den Schülern, das von ihm mit einem ganz seltenen pädagogischen Takt neben dem Seminar gepflegt wurde. Es gab weder auf den Spaziergängen, noch in der Kneipe ein fortgesetztes Seminar, sondern wie zur Entlastung nur eine geflissentlich unwissenschaftliche Unterhaltung. Deshalb konnten wir auch Feste feiern! Durch eine gute Bierzeitung, durch Illustrationen zu seinen Vorlesungen, womit er einmal sein Schlafzimmer tapezieren ließ, durch Aufführungen und witzige Reden konnte man sein Herz sehr viel sicherer gewinnen als durch gescheites Fachsimpeln. Weihnachtskneipen in Kehl mit allem was dazugehört, Ausflüge an seinem Geburtstag nach Allerheiligen im Schwarzwald mit Abendschoppen auf offener Straße in Oppenau, Sonntagsfahrten nach Willstädt zu dem nicht ungefährlichen badischen Wein, alles das war von ausgesuchter Zwanglosigkeit und doch durchzogen von dem Gefühl zwingender Gemeinschaft. In unserem jugendlichen Unverstand ärgerten wir uns gelegentlich im biblischen Sinne am Zurücktreten dessen, was wir „Gesinnung“ nannten, aber wir begriffen schließlich, wie sehr dieses fast zur Schau getragene Desinteressement Scheffers die höchste Voraussetzung darstellte für unsere kritische Erziehung.

Das ist das eine. Dazu gesellte sich als zweites, daß sich bei Scheffer-Boichorst bald nach den ersten Straßburger Jahren ganz von

selbst eine eigentümliche Wechselwirkung einstellte zwischen seiner wissenschaftlichen Produktion und den Seminarübungen. „Kleinere Forschungen zur Geschichte des Mittelalters“ nannte er eine Reihe von zwanzig Einzelaufsätzen, die seit dem Jahre 1888 in den Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichte erschienen. Sie sind insofern fast alle aus Seminarübungen hervorgegangen, als er sie bis zu dem entscheidenden Punkte geführt hatte, bevor er sie im Seminar zur Verhandlung stellte. So hielten wir nicht selten am Schlusse des Semesters schon gedruckt in Händen, was uns in der ersten Hälfte so leidenschaftlich erregt hatte. Aber eben in dieser Reihe der kleinen Forschungen und später unter neuen Titeln bot er eine Menge von Untersuchungen, die für einen einigermaßen reifen Studenten völlig zu überblicken waren und deshalb mit dem größten Nutzen durchgearbeitet wurden. Denn fast alle diese Forschungen zu einzelnen bedeutenden Urkunden, Fälschungen, wie die konstantinische Schenkung oder die angebliche pragmatische Sanktion Ludwigs des Heiligen, zur Doppelwahl von 1197, zum Prozeß Heinrichs des Löwen, zur *Constitutio de expeditione Romana* zeigten in wunderbarer Art immer wieder das Allgemeine im Besonderen und damit die intensivste Erziehung zur Geschichte überhaupt. Es ist nicht irgendwie von einer inneren Entwicklung Scheffers zur Diplomatie hin zu sprechen, sondern offenbar in erster Linie von einer Anpassung an den Unterricht, wenn die überschaubaren Urkunden so stark in den Vordergrund traten. Denn einmal hatte Scheffer ja von vornherein, vor seiner Monumentenzeit und der Beschäftigung mit den Schriftstellern, schon Urkundenkritik getrieben; und zum zweiten verfiel er niemals in die eigentliche Systematik. Man darf vielmehr sagen, daß seine Stellung in der Geschichte der Diplomatie ähnlich wie diejenige seines Lehrers Ficker in der Ergänzung liegt, die er als Philologe den strengen Systematikern bot. Das ist doch wohl immer das Humanistische in der Philologie, daß sie dem Irrationalen Raum läßt.

Und eben in der philologischen Stimmung seines Seminars, in dieser niemals handwerksmäßigen, sondern rein geistigen Arbeit, in der es unter seiner Führung immer zuletzt an den dunkelsten Stellen ganz licht wurde, lernte man in tiefstem Sinne historische Methode. Und da allerdings gab es oft genug auch bewegende Szenen. Es gehörte offenbar zu Scheffers größten Lebensfreuden, wenn ein Mitglied des Seminars etwas beibringen konnte, was ihm entgangen war, oder wenn andere

wenigstens gleich auf die entscheidenden Stellen den Finger legten. Dann konnte der Beifall des strengen Mannes stürmische Formen annehmen. So erwartete man jeden Freitag Abend die Seminarstunde mit erneuter Spannung. Nachmittags von 4—5 Uhr hatte Scheffer-Boichorst Vorlesung; 5—6 Uhr Baumgarten; während dieser Zeit saß der Meister schon im Seminar bei einer Tasse Tee mit duftendem Rum an den letzten Vorbereitungen, und der ganze Raum befand sich bereits in gehobener Stimmung, wenn wir nach und nach antraten, uns um den großen viereckigen Tisch setzten und das Seminar begann.

Ganz selten, wenn der Stoff einmal ausgegangen war, schaltete Scheffer als Lückenbüßer eine kleine Vorlesung ein, etwa über die venezianische Verfassung oder die älteren Papstwahlen. Im allgemeinen beschränkte er sich sonst auf seine wenigen großen Vorlesungen: „Verfassungsgeschichte der germanischen und romanischen Völker im Mittelalter“, „Allgemeine Geschichte des Mittelalters“, deren letzten Teil er als „Verfall der Hierarchie und Anfänge moderner Staaten“ auch gesondert las, „Geschichte der deutschen Kultur im Mittelalter“ und das Glanzstück, die „Geschichte der Hohenstaufen“. Über ein neuzeitliches Thema hat er meines Wissens nie gelesen, wie er denn auch in seinen Forschungen nie das 15. Jahrhundert überschritt. Rückwärts in die Übergangszeit zum Altertum ist er nur einmal mit der inhaltreichen Abhandlung über die Syrer im Abendlande vorgedrungen.

Die literarische Tätigkeit der ersten Straßburger Jahre war bescheiden. Das Jahr 1876 zeigt charakteristischerweise nicht eine einzige Veröffentlichung, 1877 nur einen Nachtrag zum Dino-Streit. 1879 aber ging er wieder kräftig ins Geschirr mit der „Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II“, d. h. mit der scharfsinnigen Beurteilung der beiden Überlieferungen des sogenannten Papstwahldekrets, einem Stoff, den er wegen seiner bequemen Verwendbarkeit anscheinend öfter im Seminar wiederholte — vielleicht auch in dem instinktiven Gefühl, daß selbst mit seinem Buche das letzte Wort noch nicht gesprochen war. Dann trat als Frucht der älteren Florentiner Quellenstudien und mehrerer Rezensionen Dante selbst in den Mittelpunkt seiner Arbeit. „Aus Dantes Verbannung, literarhistorische Studien“ (Straßburg 1882) betitelt er einen Sammelband kritischer Feststellungen über Dantes innere Richtung in den Jahren der Verbannung, über die Herren von Polenta, besonders seinen Gönner Guido Novello, über das Leben in Ravenna,

juristisches Studium und Freunde, Korrespondenzen und Reisen; mit am wichtigsten der Abschnitt über die Entstehungszeit der Monarchie und die Rettung angezweifelter Briefe, auch die kritische Erörterung der beiden Fassungen von Boccaccios Dante-Biographie. Aber merkwürdig, wie sich noch immer der große und herbe Florentiner unter der Feder eines Deutschen ins Lyrische erweicht hat; vielleicht ist das die in Wahrheit ganz verständliche und darstellbare Seite seines Wesens. Jedenfalls ist auch Scheffers Buch „Aus Dantes Verbannung“ von allen seinen Schriften das empfindsamste und deshalb wieder einheitlichste. Hier argumentiert er selbst gegen „bedeutende Gelehrte“: „ihnen fehlt — wenn ich nicht irre — die rechte Kenntnis des menschlichen Herzens, und dieses Mal sind sie auch über die historischen Zeugnisse zu schnell hinweggegangen“. Da ist es doch nur eine rhetorische Wendung, wenn er fortfährt: „Dem Geschichtschreiber wird es gestattet sein, nur bei den letzteren zu verweilen.“ Der Dantestoff hielt Scheffer noch lange fest; Auseinandersetzungen mit Körting, Besprechungen von Büchern über Dante und Petrarca folgten.

Sonst aber beschränkt sich Scheffer auf jene kleinen Forschungen, die nun erst recht seinen Ruhm nicht nur als Lehrer, sondern auch als Gelehrter und wissenschaftlicher Schriftsteller trugen. Jede für sich ein völlig abgerundetes fein ausgeschliffenes Kunstwerk, mochten sie nun die Überlieferung der karolingischen Schenkungsversprechen zurecht-rücken, oder die konstantinische Fälschung genau datieren und lokalisieren, in die Frage der Mathildischen Schenkungen Ordnung bringen, oder von der *Constitutio de expeditione Romana* in den ganzen Bereich der Reichenauer Fälschungen weisen. Man hatte das Gefühl, daß er nicht nur als Pädagoge, sondern als Liebhaber der Überlieferung die allerverschiedensten Urkundenformen behandelte, heute große Privilegien, morgen brüchige Überlieferungen, Briefsteller und Formelbücher. Als er 1897 einen großen Teil dieser kleinen Forschungen, altes und neues, in einem Bande „Zur Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts, diplomatische Forschungen“, zusammenfaßte, widmete er den Band seinen „Straßburger Freunden“.

Die Widmung zum 25jährigen Jubiläum der Universität war gewichtiger, als sonst wohl in ähnlichen Fällen. In dem wissenschaftlichen Schüler- und Freundeskreis (was bald zusammenfiel), lag für ihn alles beschlossen, und Dove urteilte gewiß richtig, wenn er nach Scheffers

Tode an Güterbock schrieb: „Scheffer lebte und webte in seiner virtuoson Wissenschaft; darauf bezog er unwillkürlich das Ganze, was er von Schicksal und Welt erfuhr; eben darum standen ihm seine Schüler von allen Menschen am nächsten. Forschung war ihm Religion, sein geistiger Wandel priesterlich in ihrem Dienst; sein Herz, das er einigen — Männern und Frauen — dann und wann zeigte, gehörte doch eigentlich seiner wissenschaftlichen Gemeinde.“ Scheffer selbst hat einen ähnlichen Gedanken schon in seinem Dante ausgedrückt mit der sehr persönlichen Bemerkung: „Wer auch seinerseits zu forschen gewohnt ist, und wärs auch nur nach dem schlichten Was und Wie der Geschichte, der empfindet mit Dante die Freude, welche er im Paradiese, da das Wesen von Himmelskraft und Himmelsstoff ihm aufgegangen ist, zu bildlichem Ausdruck bringt: Beatrice, die Sonne, welche sein Herz zuerst mit Liebe wärmte, sie hat beweisend und widerlegend das süße Antlitz schöner Wahrheit ihm enthüllt. In dies süße Antlitz hat Dante oft und lange geschaut.“ Ich kann mich nicht enthalten, die Stelle selbst hinzuzufügen:

di bella verità m'avea scoperto

provando e riprovando il dolce aspetto (Par. III, 2).

Von Straßburg aus liebte es Scheffer, über die Berge zu ziehen — auch um der Regesten willen. Aber in erster Linie doch zur Sonne und wohl auch zur Einfachheit der Landschaft und zu der im Ausland soviel leichter objektivierten Naivität ihrer Bewohner. „In der ersten Hälfte des September 1887 traf ich — mit meiner Frau (schreibt Dove) — Scheffer in Lugano, und wir verlebten dort in der gleichen Pension (dem sogenannten Paradiso) eine Reihe schöner Tage. An meinem Arm bestieg er den Salvatore, denn er litt seiner Augen wegen an Abhängen an Schwindel. Zu den Weinhäusern der Dörfer machte er den Führer, und wir freuten uns seiner Kennerschaft gegenüber Land und Leuten italienischer Art. Außer von wissenschaftlichen Dingen sprach er mit mir gern über Fragen des Stils, dem er selbst ja eine bewußte künstlerische Arbeit zuwandte.“ Das alles ist überaus richtig gesehen und in seiner typischen Bedeutung erfaßt. Neben Oberitalien liebte Scheffer besonders Capri, und die „Neueren Forschungen über die konstantinische Schenkung, II“ (Mitt. d. Inst. XI) sind von dort aus, man denke, am 23. August 1890, also im Hochsommer, datiert.

Damals war Scheffer-Boichorst schon nach Berlin übergesiedelt.

Der Berliner Ruf kam vielleicht zur rechten Zeit. Eine gewisse Unrast steckte dem Junggesellen nun einmal in den Gliedern, und mit dem Elsaß und seinen politischen Problemen war er innerlich doch nicht eigentlich ins Reine gekommen, obwohl manche ausgezeichneten Altelsässer, Kleriker und Laien, seine dankbaren Schüler geworden waren. Fakultät und Kollegenkreis hatten ihm nie übermäßig viel bedeutet. Er wollte gehen — und schied doch mit Wehmut. Was ihn in Berlin erwartete, war zunächst Enttäuschung. Aus der behaglichen, anspruchslosen Straßburger Existenz in eine Berliner Etage in der Kurfürstenstraße, nahe dem „Zoo“, aus den gewohnten Verhältnissen in neue Pflichten, scheu geworden und den Berliner Größen wie Sybel und Schmoller äußerlich nicht gewachsen, ein wenig mißtrauisch, auch in Einzelheiten nicht befriedigt, erschien er zunächst wie „verschlagen“. Nach und nach aber gab sich doch alles. Ein kleiner Kreis von Jüngeren, geschart um die Privatdozenten Erich Marcks, den alten Straßburger, und Albert Naudé, Mitarbeiter der Acta Borussica oder der Monumenta, das eine oder andere altberliner Haus, bald ein wachsender Kreis eigener Berliner Schüler — das alles machte ihn mit der Zeit doch heimisch.

Das Seminar nahm, wenn auch in gefährlich großem Ausmaß, nahezu die alten Formen an; und gab es auch nicht die „dicke Anna“ und die anderen traulichen Straßburger Lokale, sondern nur einen Stadtbahnbogen oder ein Patzenhofer — schließlich ließ sich auch die Seminarkneipe nach Berlin verpflanzen und fand vielleicht noch ein beredteres Geschlecht als in Straßburg. Die Auslese hervorragend begabter Menschen war in Berlin unzweifelhaft ergiebiger als in den kleinen Straßburger Verhältnissen, und bald gab es auch in Berlin Lieblinge und Getreue. Die eigentliche Frucht der Schule, bedeutende Dissertationen, entstanden wie nur je in Straßburg. Es blieb auch wie dort bei einem überaus weiten Kreis der Themen oder der von den Schülern gepflegten Interessen. Arbeiten, die wie Scheffer sagte, „so recht auf meinem eigenen Mist gewachsen sind“, d. h. an seine Arbeiten unmittelbar anknüpften, waren selten, hier wie dort. Es nimmt immer wieder Wunder, wie frei Scheffer seine Schüler auch in ihren Arbeiten schalten ließ und wie verständnisvoll er ihnen auch auf scheinbar fremde Gebiete folgte, immer nur wachsam über der Sauberkeit der Arbeit und anspruchsvoll in bezug auf die gute Form.

Im Jahre 1899 lehnte Scheffer einen Ruf nach Wien ab; er hatte ein wenig geschwankt, glaubte aber doch Berlin den Vorzug geben zu sollen. Nun wählte ihn auch die Berliner Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied, und alsbald erschienen in ihren Sitzungsberichten ein paar Abhandlungen, deren sie sich nicht zu schämen brauchte: „Das Gesetz Kaiser Friedrichs II *de resignandis privilegiis*“ (1900), „Norberts *Vita Bennonis* — eine Fälschung?“ (1901) und „Die Erhebung Wilhelms von Baux zum Könige des Arelats“ (1901). Das Eintreten für die Echtheit der *Vita Bennonis* war noch einmal eine Berührung mit der westfälischen Erde. Philippi hatte gegen die überlieferte Fassung der Iburger *Vita* des Osnabrücker Bischofs aus der Zeit Heinrichs IV wohlbegründete Einwände erhoben. Scheffer-Boichorst vermochte in dem Ganzen gleichwohl nur ein echtes Werk des 11. Jahrhunderts zu erkennen. Diesmal wurde ihm so gut wie Philippi die Genugtuung zuteil, daß H. Breßlau eine einwandfreie Fassung der *Vita* fand, echt, wie Scheffer sie verteidigt hatte, aber allerdings ohne die anstößigen Stellen, die mit Recht Philippis Bedenken erregt hatten. Daneben liefen die kleineren Arbeiten der alten Zeit einher, auch noch an den Regesten.

Aus der ersten Berliner Zeit gibt es ein prächtiges Bild des Meisters. Der Bart ist grau, fast weiß geworden; der Kopf hat etwas Majestätisches erhalten, alles ist breiter, wuchtiger geworden, und der Ausdruck doch beruhigter. Aber der schwere Körper täuschte über die innere Gesundheit. Es kamen Müdigkeit und Krankheitsanfälle. Sie steigerten die Neigung zur Einsamkeit, zum Stillesitzen, gelegentlich zum Eigenwilligen oder zur Ängstlichkeit. Die stets wache Kritik zeigte ihm die Welt nun öfters in düsteren und feindseligen Farben. In dieser Zeit waren es wieder, wie auf der Höhe seines Lebens in Straßburg, die Schüler, die ihn umgaben, hegten und beglückten. Er liebte und wollte geliebt sein und empfand dankbar die Besuche seiner Getreuen. In zunehmendem Maße gewann Ferdinand Güterbock sein Vertrauen, das er als Pfleger und Vollstrecker seines letzten Willens und Herausgeber der gesammelten Schriften dankenswert erfüllte. Ihm verdanken wir auch den ersten größeren Lebensabriß und die aus langjährigem Zusammensein gewonnene Charakteristik des Lehrers in den letzten Jahren seines Lebens. Mit ihm folgen unsere Blicke dem oft schon müden Wanderer in die Ferien über die Berge, in Bibliotheken und

Archive, in die Abbruzzen und nach Taormina. Der Besuch in Warendorf, Herbst 1901, war ein Abschied. Am 17. Januar 1902 ist er in einem Krankenhaus des Westens einem Leberleiden erlegen. An seinem Grabe sprach nur Friedrich Paulsen, der Philosoph, sehr warm, in hoher Menschlichkeit. Ohne Zeremonien verklang dieses Leben, das nie an den Schein hatte glauben können.

Literatur

Außer Scheffer-Boichorsts eigenen Schriften die Nachrufe von Karl Hampe in der Hist. Viertelj.-Schrift 1902, 280—290, Aloys Meister im Hist. Jahrbuch der Görres-Ges. 1902, Hermann (Reinke-) Bloch in der Hist. Zeitschrift 89, 54, Georg Wolfram in der Straßburger Post 1902, Ernst Dümmler in den Abhandl. der Akad. d. Wiss., Berlin 1902 (Mai). — P. Scheffer-Boichorst, Gesammelte Schriften, 1 (mit Bildnis und Lebensabriß von Ferdinand Güterbock), 2, Berlin 1903—05, mit einem Verzeichnis der Veröffentlichungen des Verfassers von Emil Schauf (Hist. Stud. von Ebering, Heft XXXXII, 1 u. 2.); meine Besprechung in: Deutsche Litt.-Ztg. 1905, Okt. 14.

Stellungskrieg

Zu Anfang des Krieges hörte ich einen Spruch des alten Moltke auf den später führenden Schlieffen. Er rühmte ihm nach den Geist der Offensive und die Pflege dieses Geistes im deutschen Volke und im deutschen Heere, „damit dem deutschen Volke erspart bleibe der entnervende Stellungskrieg“.

Er ist uns nicht erspart geblieben.

Die rücksichtslose Offensive hat uns Opfer gekostet und Sympathien; aber ohne sie waren wir verloren. Die ersten großen Erfolge gewannen uns die feste Grundlage für alle weiteren Bewegungen. Erst nach und nach zwang uns der Krieg an den drei Fronten zur Verbindung der Offensive mit dem defensiven Stellungskrieg an einem Teil der Front.

Der Übergang vollzog sich ganz allmählich; wir träumten noch von baldigem Vorgehen „mit fliegenden Fahnen“, und befanden uns längst in den letzten Ausläufern des Bewegungskrieges im Westen.

Immerhin, wir hatten noch Luft. Wir erlebten auch damals noch den ganzen Reiz der Aufklärung auf weite Strecken. Offizierpatrouillen gingen noch viele Kilometer weit vor. Wir betraten noch französische Dörfer, die unberührt geblieben waren vom Krieg, und weiter vorwärts lagen noch Dörfer, in deren Cafés wechselweise unsere und die französischen Patrouillen einkehrten.

Im Grunde genommen war es nur noch eine schmale neutrale Zone, die sich Tag um Tag verengte. Auf beiden Seiten entstanden lockere Reihen von Befestigungen, die sich bald hier bald dort zusammenschlossen. Es schien nur taktisch noch ein Bewegungskrieg, strategisch zogen sich die Linien, immer deutlicher erkennbar, zu parallelen Verteidigungsstellungen gegeneinander. Man prägte das ganz richtige Wort: Wir belagern Frankreich. Allein auch wir wurden belagert, wenngleich auf dem Boden Frankreichs.

In der vorderen Linie gab es noch immer Posten, Feldwachen und Vorpostenkompanien. Man machte noch Ritze und Streifzüge, bei denen man Revolver oder Karabiner stets bereithielt. Man mied, durch Lehrgeld klug geworden, allzu offenbare Unvorsichtigkeiten; aber es geschah

doch bei Tage und in Gesellschaft großer Stäbe, daß selbst vorgeschobene Befestigungen abgesteckt wurden; größere Truppenkörper arbeiteten ungestört daran; man war ungehalten, wenn man von fernher einmal Granatfeuer bekam.

Augenscheinlich wurde auf beiden Seiten die Parole ausgegeben, den Geist der Offensive zu pflegen. Wo das Gefühl größerer Stärke war oder die entschlosseneren Führung, da drängte man vorwärts. Man geriet auf der ganzen Front immer näher aneinander. Zuletzt nur noch ein paar Dörfer, noch ein paar Gemarkungen oder Waldstücke, die dazwischen lagen.

Man begann sich zu überzeugen, daß es sich zunächst immer nur um kleine Gewinne handeln könne, aber man wollte doch wenigstens diese Höhe, diesen Abschnitt, diese beherrschende Stellung noch besetzen, so lange sie frei waren. Die Zusammenstöße wurden häufiger; die neutrale Zone wurde ein abgesteckter Kampfplatz.

Man sollte meinen, die Bevölkerung hätte schon bald ihres Bleibens nicht mehr gehabt; allein sie bleibt doch auch in Festungen, und Festungskrieg im größten Stil war bereits das, was man betrieb. Es war Mitleid und Menschlichkeit, wenn man die ansässige Bevölkerung nicht vertrieb, sondern so glimpflich und sorglich behandelte, wie nur möglich; es war aber auch das wohlverstandene eigene Interesse. Die armen Leute waren abgeschnitten vom eigenen Lande, vom Austausch der Nachrichten und der Güter, die Wohlhabenden meist geflohen. So besorgten wir den Armen Brot und Salz, Kaffee und Zucker; am Ende auch Ärzte und Geistliche; sie hatten sonst keinen Zuspruch. Truppenärzte brachten kleine Franzosen auf die Welt; deutsche Soldaten pflegten kranke Kinder. Der Ort behielt lange sein altes Aussehen; die Franzosen schonten ihn sichtlich; die Ernte wurde vollendet, das Getreide gedroschen, die Winterarbeit begonnen; und unsere Soldaten hatten warme und freundliche Quartiere.

Allein solche Dörfer wurden mehr und mehr zur Ausnahme. Das entgegengesetzte Bild hatten wir hart daneben.

Eines Morgens sahen wir bei einem weit vorgewagten Patrouillengang aus den Häusern des Nachbardorfes noch die Rauchwölkchen des Frühkaffees aufsteigen und die französischen Dragoner sich ablösen. Wir hatten Befehl, in der folgenden Nacht unsere Stellungen bis an

diese Linie vorzuschieben. Und so geschah es. Da wurde uns freigestellt, auch das Dorf selbst zu nehmen. Eine Kompanie rückte vor mit aufgefanztem Bajonett, ein hannoverscher Landwirt als Hauptmann an der Spitze.

An der Brücke gab es einen kleinen Aufenthalt. Wir horchten und warteten mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Kompanie gelangte in das Dorf, durch das Dorf: die Besatzung war geflohen und mit ihr in kopfloser Hast die gesamte Bevölkerung. Ein großes reiches Dorf ohne eine Menschenseele.

Welch ein Anblick! Alle Türen, Fenster, Schränke aufgerissen. Die Straßen, Hausflure, Zimmer und Treppen bedeckt mit den Spuren des Auszuges: Kleider und Betten, Tücher, Spielzeug und Geschirr kunterbunt durcheinander. Offenbar hatte man dies und jenes, alles und jedes zunächst zusammengerafft und dann doch wieder weggeworfen. Nie habe ich eine sprechendere Fährte gesehen; die ganze Geschichte des Auszuges war da auf die Straße und in die Stuben geschrieben. Vom Abendessen weg müssen die einen gegangen sein, aus den warmen Betten die andern; sie müssen die Kinder schlafend aus den Wiegen genommen haben und in Laden und Kästen gesucht haben nach den rechten Sachen, sie einzuhüllen. Andere haben rasch noch auf dem Herde gekocht. Kinder haben ausgestopfte Vögel, Puppen, Pferdchen ein Wegestück weit mitgeschleppt und dann doch liegenlassen müssen. Man konnte sehen, wie Zerstörung entsteht; alle Ordnung gelöst, das Kostbarste wie das Nichtigste auf der Straße, auf der Erde, zu Boden geworfen.

Nun wurde der Ort eine Kaserne; so gut es ging, richteten sich die müden Soldaten ein mit allem was ihnen gerade zu Hand lag. Der Feind begann den Ort unter Feuer zu nehmen. Unsere Soldaten zogen in die Keller; oben starrten bald die Ruinen.

Doppelt haben so die Franzosen ihre Orte zerstört. Das Kampfgebiet wurde menschenarm, ruinenreich, eine breite Zone der Zerstörung.

Ähnlich wie wir, rückten auch die Franzosen in das neutrale oder schwach besetzte Gebiet vor. Stellenweise hat es Monate gedauert, bis man auf einige hundert Meter aneinandergeraten war. Und selbst dann waren die Linien zunächst noch locker gefügt. Die Befestigungen waren noch wenig zusammenhängend und im einzelnen nicht allzu fest. Wir

bauten mit Holz und Erde. Eine doppelte Balkendecke galt schon als musterhaft; der Verkehr ging übers freie Feld.

Mit der Zeit hat uns das feindliche Artilleriefeuer erzogen. Wir begannen fester und tiefer zu bauen. Ich erinnere mich an eine herrliche aber bitterkalte Winternacht, als ich mit zwei Pionieren und einem Zug Infanterie einen holzgedeckten Stützpunkt, der uns nachmittags einen Toten gekostet hatte, neu baute. Es war 500 m vor der feindlichen Linie. Nicht ohne Herzklopfen hörte ich jedesmal den vierspännigen schweren Wagen mit den Eisenschienen auf der harten Straße heranzurollen und klirren. Aber es ging gut, früh 7 Uhr war der eisengedeckte Unterstand fertig; wir waren ungestört geblieben.

Auch das änderte sich. Man lernte sehen und hören auf beiden Seiten. Immer ärgerlicher wurden die Störungen. Unverdrossen baute man gleichwohl weiter.

Und nun saß man wirklich nahe aufeinander. Statt der Feldwachen und Stützpunkte der ersten Zeit, des zusammenhängenden Postenschleiers der späteren, — e i n e lange endlose Linie von Schützengräben. Das Bild ist gewiß nicht überall dasselbe; aber im großen geht die Linie nun doch von der Schweiz bis zum Kanal. Beiderseits die grauen oder weißen Sandsackpackungen und dazwischen das schmale Feld des Kampfes; immer schmaler; immer unheimlicher; man kann sich vielfach in die Augen sehen.

Nach rückwärts die Verbindungsgräben — tief und zahlreich — zu Reservestellungen und Lagern. Unterstände und Unterschlupfe überall; nach Vermögen eisengepanzert und betoniert oder in Felsen gehauen.

Eine tiefe dichte Front, die schließlich mit Wegen und Sträßchen ins Etappengebiet fein zerfasert übergeht; sie zieht von dort Munition, Verpflegung und Ersatz an sich aus dem weiten wohlverwahrten Hinterland.

Diese zerfahrenen Straßen mit den plumpen Kraftwagen und den grauen Wägelchen, mit Lokomobilen, Reitern und Radfahrern bringen alles Schöne. Sie bringen Eisen und Kies, Leuchtkugeln und Munition, Feldküchen und Liebesgaben, Briefe, Pakete, Verstärkungen und — Ablösungen.

Da geht es auch zu den Lazaretten, Erholungsheimen und Etappenorten. Dahin fährt und rollt alles Schadhafte und Verbrauchte: Männer, Waffen, Pferde. Dahin schiebt sich auch die Beute.

Es wird immer freier, bewegter, reicher, je weiter man die Zone des Kampfes hinter sich weiß.

Die Zone des Kampfes! Es gibt lange Strecken, auf denen von Kampf kaum die Rede ist, wo Jahr und Tag dieselben Truppen denselben Dienst tun, unverbraucht und unermüdet. Es gibt andere, die nie zur Ruhe kommen. Und hier erst entwickeln sich die dramatischen Formen des mit allen Mitteln durchgeführten Stellungskriegs; schließlich aufs höchste gesteigert in den großen Offensiven.

In der vorderen Linie Infanterie und Pioniere in inniger Kampfgemeinschaft. Die Edelwaffe der Pioniere von herrlichster Bewährung: kunstfertig, ausdauernd, heldenhaft mit Nahkampfmitteln, im Sturm immer voran! Sie sind vornehm geworden, seitdem ihnen die Infanterie den gewöhnlichen Dienst abgesehen und in der Vollendung gelernt hat; aber sie sind dafür immer an den schwierigsten Posten.

In zweiter Linie die Artillerie. Zwar gibt es auch in der vorderen Linie eine Art Artillerie, die furchtbare Nahkampfar tillerie der Minenwerfer, aber ihre Bedienung ist Sache der Infanterie und Pioniere. Die eigentliche Artillerie ist naturgemäß weiter rückwärts; und da hat auch sie den Übergang zum Stellungskrieg mit allen seinen Hilfsmitteln vollzogen.

Die Waffen halten gute Freundschaft, nachdem sie beide in harten Kämpfen gelernt haben. Die Batterien schützen und helfen. Sie helfen wie die guten Ärzte, nicht immer schmerzlos, aber wirksam. Sie halten mit hageldichtem Feuer die Angreifer ab, sie bereiten mit furchtbarer Zerstörung der feindlichen Gräben die Wege zum Sturm.

Im intensiven Zusammenwirken beider Waffen beginnt das eigentliche schwere Ringen des Stellungskriegs und die große Probe auf die Kraft der Nerven.

Die feindliche Artillerie schießt. Man bemerkt bald, es wird ein planvolles Feuer; noch hört man alles doppelt: Abschuß, Einschlag, Widerhall. Man zählt mit der Uhr in der Hand: 10 Schuß in der Minute, 20 Schuß, 40 Schuß, 60 Schuß; eine feindliche Batterie nach der andern ist eingesetzt. Bäume krachen, Erde spritzt auf, jetzt geht es Schlag auf Schlag. Das furchtbare Orchester ist in vollem Gange, ein Prestissimo: Trommelfeuer.

In den alten Unterständen weiß man ganz genau: ein Volltreffer und wir alle sind verloren; schon ein kräftiges Sprengstück wird die Decke durchschlagen. Man sieht sie draußen ringsum einschlagen und spritzen, den schwarzen Rauch aufschießen. Die Gegend ist wie totenstarr. Es bewegt sich nichts Menschliches mehr.

Eine Stunde lang geht das hin. Noch eine Stunde! Man hält anfangs noch Verbindung miteinander, das Telephon arbeitet noch. Man hört noch immer kein Infanteriefeuer und meldet nach rückwärts: Von Angriff oder Sturm noch nichts zu spüren!

Dann versagen zwei der Leitungen; beherzte Leute stellen die Verbindung her durch Meldungen; tapfere Telephonisten flicken und flicken bis sie den Faden gänzlich verlieren.

Keine Verbindungen mehr mit und in den Gräben! Bald auch keine Verbindung mehr nach hinten. Die feindliche Artillerie hat ihr Feuer vollends nach vorwärts verlegt als Sperrfeuer auf unsere Anmarschlinien. Nun weiß man wenigstens Bescheid. Die vordere Linie ist frei, aber nur sekundenlang; dann bricht der Infanteriesturm los.

Man hält den Atem an. Was noch lebt, was nicht verschüttet ist, an die Brustwehren! Seitengewehr ist aufgepflanzt; Handgranaten liegen bereit. Sie kommen! Ein betäubendes Geknatter untermischt mit den Einschlägen der Handgranaten und dem mörderischen Tak-Tak-Tak der Maschinengewehre.

Es ist doch ein Aufatmen gegenüber dem rasenden Artilleriefeuer. Aber die Gräben sind teilweise verschüttet, die Reihen gelichtet; Verstärkungen können nicht recht heran; sie stocken im Sperrfeuer und in den Hindernissen der halb verschütteten Annäherungsgräben. Es kommen wenigstens einzelne; das stärkt, das gibt ein Gefühl der Rückendeckung; sie bringen auch neue Handgranaten. Doppelt willkommen! An einer Stelle fühlt man sich so stark, daß man dem zurückweichenden gebrochenen Feind in sein eigenes vorspringendes Grabenstück folgt und sich dort behauptet. Aber an einer anderen Stelle der gebogenen Linie sieht man den Feind gleichzeitig in einem Teil unseres Grabens. Die Schienen und Balken eines völlig zerschossenen Unterstandes liegen wie ein sperriges Hindernis mitten im Graben; weiter weg scheint der Graben wie verschwunden, er ist eingeebnet zu einem unkenntlichen Gewühl von Schutt. Dazwischen steckt der Feind, geschützt. Im Augenblick keine Möglichkeit ihn daraus zu vertreiben! Freilich auch er selbst

hat nicht die Kraft, weiter vorzustoßen. So deckt man sich beiderseits seitlich ab.

Jetzt laufen die Linien nicht mehr gerade und parallel, sondern sie stecken wie die Ansätze eines Maeanders ineinander.

Sandsackpackung vorn, Sandsackpackung an der Seite; dort 50, 30, 20 m, hier 18, 9, 5 m Abstand.

Es ist Abend geworden; beide Teile sind zu Tode ermüdet; das Artilleriefeuer hat längst aufgehört, auch die Einschläge der Handgranaten werden seltener.

Man denkt an Verpflegung, man bittet um Ablösung; Gott sei Dank, beides läßt sich einrichten.

Aber kaum ist die neue Truppe vorn, noch unsicher und entsetzt über den furchtbaren Zustand der Stellung, da steigen Leuchtraketen auf; der Feind bemerkt die Bewegung. Fürchtet er einen Gegenangriff oder will er nur stören? Genug; er beginnt an einer Stelle zu feuern und beide Linien sind alsbald wieder im Gange.

Man schießt auf beiden Seiten ohne Ziel; selbst die Leuchtkugeln zeigen beiderseits wieder nur die fahlen Packungen der Sandsäcke und die unheimlich zerschossenen Baumstümpfe; alles hat sich geborgen und schießt zur eigenen Beruhigung durch die Scharten. Aber kein Teil kennt des anderen Absicht. Nicht lange und auch die Artillerie, von beiden Seiten angerufen, greift mit ein; in das Geknatter der Gewehre mischen sich die schweren Einschläge, und bald ist das Dröhnen und Rollen, das Klatschen der Kugeln an den Bäumen und das Aufspritzen der Granaten toller als am Tage — alles grausam schön erleuchtet vom Spiel der feierlich sich niedersenkenden Leuchtkugeln —; bis ein erfahrener Hauptmann die Lage erkennt, eingreift, das Schießen verbietet, die Leute beruhigt; bis auch der Feind sich beruhigt, die Artillerie ihr Tempo mindert und schließlich schweigt. Das „Aufregungsschießen“ hat zwei Stunden gedauert.

Aber die Nacht bringt nichts weniger als Ruhe. Die Feuerpause ist bitter not. Es wird fieberhaft gearbeitet; die Gräben sind wirklich in einem furchterlichen Zustand; sie bieten kaum noch Schutz. Die Verwundeten sind meist zurückgeschafft; einige liegen immer noch da, Feind und Freund. Entsetzlich, wenn man sie nicht erreichen kann; man kriecht ihnen entgegen tief geduckt.

Und dann die Toten! Man weiß nicht was die nächsten Tage bringen; was zu bergen ist, wird bestattet. Flüchtige Abschiedsgrüße.

Die Spaten und Hacken graben und hauen. Gefällte Bäume, zerrissene Wurzeln, hochgestürzte Eisenschielen, zusammengerutschte Sandsackpackungen, dazwischen Tote und Verwundete, es ist eine Arbeit zum Verzweifeln. Da werden neue Heldentaten vollbracht in ungesehenem, ungelobtem Fleiß und hartem Schaffen. Neue Verbindungsgräben werden abgesteckt und ausgehoben, jetzt wenige Meter vor der feindlichen Linie. Arbeitskompanien, selbst eben erst abgelöst aus Stellung, ziehen ein und schanzen, bergen, bauen bis zum Morgenrauen.

Der neue Tag beginnt in wundervoller Ruhe, die Sonne vergoldet das stille Bild. Aber nur einige Stunden, und das Heulen und Toben beginnt aufs neue. Ein paar Tage in solcher Offensive und alle Schrecken steigern sich. Die Gräben sind nicht mehr zu bessern; man wird der Toten nicht mehr Herr; die letzten frischen Truppen sind zur Ablösung herangezogen; die alten müssen wieder auf die alten Plätze. Sie meinen, ihre Vorgänger hätten nichts getan, und haben sich doch todmüde gegraben und geschlagen. Das Wasser steigt in den Gräben; man kommt nicht mehr durch; Regen und Schnee; die Kleider werden nicht mehr trocken.

Nun erst wird das in Wahrheit Übermenschliche geleistet. In nackter Wirklichkeit liegt alles vor Augen; mit vollkommener Klarheit wird gesehen, befohlen, gehandelt, ausgehalten.

Da zeigen sich Persönlichkeiten. Der starken Persönlichkeit gehören die Herzen und ein fester Halt tut Wunder.

Es kommen Tage ohne Stürme. Aber in der Nacht hört man klopfen. Hart unter sich; die Phantasie malt alles grell aus; die Sprengung des Grabens steht bevor! Wir kommen und horchen, das Ohr an der Erde; ein paar sachverständige Bergleute beurteilen die Entfernung. Es sei ganz nahe! „Nun, solange sie noch klopfen ist noch keine Gefahr!“ Alsbald hört niemand mehr das Klopfen — die lange Nacht, kein Klopfen mehr!

Aber der Hauptmann ruht für eine Stunde in festem Schlaf gerade an der Stelle. Sein Leutnant wacht und sorgt. Alles gut!

Es ist unbeschreiblich, wie stark der Einfluß des einzelnen ist. Ich sehe sie vor mir, all die herrlichen Menschen: diese Pioniere an den

Spitzen der Sturmkolonnen, diese Unteroffiziere, denen man eine ganze Stellung anvertrauen kann; diese Kriegsfreiwilligen, die keine Gefahr kennen; diese prachtvollen niedersächsischen Landwehrleute, die unverrückbar feststehen; diese Kompanieführer, die alte Landwehrleute mit Hurra zum Sturm führen; die alle Angriffe mit blanker Waffe abschlagen und dann die „Wacht am Rhein“ singen, die ganze Nacht mit schanzten und kein Aufhebens machen von alledem. Beispiel ist alles.

Können nicht auch die Besten ermüden? Immer dieselben Hindernisse, Nöte, Schrecken; immer aufs neue in dieselben fürchterlichen Stellungen, wo so viele Kameraden geblieben, so viele schwere Stunden durchlebt sind! Immer aufs neue dieselbe tiefe Straße des Todes, dieselben ausgewaschenen Stufen hinunter zum Laufgraben,

per me si va nella città dolente.

Jawohl, *per me si va!* Sie schreiten hindurch festen Schrittes.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär!“

Augenblicke vollkommener Ermüdung bleiben keinem erspart. Aber es ist das Geheimnis unserer Kraft, daß sie sich täglich auch erneut. Aus dem Born enthaltsamer Gesundheit strömt die Zuversicht, aus der erbten Zucht der Halt und die sichere Überwindung der natürlichen Schwankungen unserer Kraft.

Der Stellungskrieg ist militärisch und technisch zur Kunst entwickelt. Er wird getragen vorzüglich in der einen vordersten Linie, von den kleinsten Einheiten, von dieser anspruchslosen Perlenschnur stiller Helden. Seine moralischen Anforderungen greifen in die Tiefe der Seelen derer, die ihn tragen. Was sie nicht mitbringen, kann keine Kunst ihnen geben.

Aber eben dieses macht uns so stark und zuversichtlich: wir sind des festen Zutrauens, daß unsere Jugend überall jene unverbrauchten Schätze der Seele hegt und spürt. Heil ihr!

